

Maurice de Martin - UFOs über dem Rapsfeld

(Teil 1 des Buchs „Der schwierige Boden“)

Mai bine un țăran prost, dar liber, decât un orășean cultivat, dar neputincios.

Lieber ein dummer Bauer, aber frei, als ein gebildeter Stadtbewohner, aber machtlos.

Rumänischer Aphorismus

Inspirierende Monotonie mit 3 Knöpfen und 88 Trommeln

Am 28.04.2022 ist es soweit: ich darf das erste Mal in meinem Leben Traktor fahren! Ich habe noch den alten Führerschein, da ist auch der Traktor eingetragen. Heimlich hatte mich meine Gemahlin, die Tochter des Großbauern hinters Lenkrad gesetzt und gesagt: „Du hast ja gesehen, wie ich das mache: jetzt darfst du mal ran, zeig ob du Talent hast!“ Dann ging es los, im Schrittempo das Feld hinauf und hinab, Kehre, hinauf und hinab, Kehre, hinauf und hinab, Kehre. Volle Konzentration verlangt das Ausheben und Herablassen der Kurzscheibenegge bei gleichzeitiger Vollbremsung des Gefährts, Gangwechsel und Wenden des gesamten Gespannes, dann sofort wieder Gas geben, den Motor dabei aber nicht absaufen lassen, sonst muss der neu eingestellt werden und dann wird der Bauer wütend! Ich erwartete, dass die *4-Way-Independence*, die wir Schlagzeuger lebenslang trainieren, mir bei der Durchführung dieses komplexen Tasks zugutekommen würde, was sich aber als Fehlannahme herausstellt. Nach drei Stunden ist das Feld vollständig umgepflügt und ich auf dem Traktorsitz tiefenentspannt durchgeschüttelt. Nur andeutungsweise erschließt sich mir der Begriff „Tagwerk“, wenn ich dabei an die Vorfahren denke und mir vorstelle, wie sie tagein, tagaus mit primitivem Gerät und lebendigen 1 PS-Gefährten auf dem Feld unterwegs waren. Der Bauer prophezeit: wenn die Energiekosten weiter so stark steigen, müssen die Ochsen wieder angespannt werden!

Beim zweiten Versuch ist der Bauer mit dabei. Er erklärt mir die erratisch agierende Drei-Knöpfe-Hebemechanik mit einem Satz, der wie eine Handlungsanweisung und Spott zugleich klingt: „Stell dich nicht so an, das ist doch wie Klavierspielen — zuerst da draufdrücken und dann ganz gefühlvoll dort drauf.“

Die drei Knöpfe reagieren unzuverlässig, jeder Druck hat eine andere Konsequenz. Ich erinnere mich an Cecil Taylor, der das Klavier einmal eine Trommel mit 88 Tasten nannte. Auch dort gehorcht nichts automatisch; jede Bewegung verlangt Entscheidung.

Während ich versuche, die Egge im richtigen Moment anzuheben, zu bremsen, zu wenden und den Motor nicht absaufen zu lassen, wird mir klar, dass die Mechanik hier draußen nicht weniger eigenwillig ist als jedes Instrument. Man arbeitet sich heran, tastet sich vor, wiederholt Bewegungen, bis sie irgendwann greifen.

Nach einigen Runden läuft es. Nicht elegant, aber ohne Rucken.

Beharrlichkeit

Beim Umwälzen der Erde im Tempo irgendwo zwischen zweitem und drittem Gang, je nach Stellung von Schnecke oder Hase, kommen regelmäßig Ackersteine zum Vorschein. Wahrscheinlich sind es dieselben, die schon vor zweihundert Jahren einmal den Pflug gestoppt haben. Nebenprodukt des akribischen Aufsammelns: die Feldsteinkirchen in Brandenburg, Vorpommern, Pommern, Masuren.

Milane kreisen über dem Traktor. Mein Coach sagt:

„Das mit dem Geradeausfahren musst du noch mal üben, deine Furchen sehen aus, als ob du besoffen gefahren wärest. Aber fürs erste Mal war's nicht schlecht.“

Abends im Bett schaukelt es noch immer noch. In der monotonen Wiederholung der Fahrten liegt etwas Beruhigendes. Ich kenne das: man wiederholt dieselbe Bewegung so lange, bis sie irgendwann sitzt: rrrl-llrr-rlrr-lrrl-lllr-rrll-rrrr-llrr-rrrr...

Über die Grenze

Seit ich mich auf diesem Hof draußen in Mittelsachsen eingerichtet habe, meldet sich ein zunehmend hartnäckiger Ruf nach künstlerischer Arbeit. In den zwei Jahren Feld-, Wald- und Hofhilfe sind aus Tätigkeiten, von denen ich als Stadtmensch zuvor höchstens eine vage Vorstellung hatte und die inzwischen Teil meines Alltags geworden sind, nach und nach konkrete Ideen entstanden: etwa der Plan, ein Stück für Holzspalter zu schreiben, eine Version von Alvin Luciers *BPM* für Traktoren zu entwickeln oder John Cages *4'33"* einmal mit den besonders schweigsam erscheinenden Bauern der unmittelbaren Umgebung aufzuführen.

In zwei Jahreszyklen habe ich die Arbeit der Bauern aus nächster Nähe gesehen und dort mit angepackt, wo Hilfe gebraucht wurde. Die Abläufe folgen einem eigenen Takt, der wenig mit den Zeitordnungen der Stadt zu tun hat und dennoch vertraut wirkt. Zwischen Bürger und Bauer steht seit jeher eine Mauer. Von hier aus betrachtet wirkt sie weniger wie ein Hindernis als wie eine Grenze, die ich täglich überschreite — morgens mit den Stiefeln im Dreck, abends wieder zum Schreibtisch.

Mit der veränderten Umgebung verschieben sich auch die Fragen an die eigene Arbeit. Was lässt sich hier überhaupt tun, und für wen? Wer hört zu?

Einmal bereitete ich mich oben im Dachstudio auf ein Konzert mit meinem Ensemble im Festspielhaus Hellerau vor. Wir arbeiteten an einem Live-Soundtrack zu einem selbstgedrehten Western-Stummfilm. Nach der Probe traf ich unten auf dem Hof eine Nachbarin, die die Klänge durch das gekippte Fenster gehört hatte und wissen wollte, was da oben eigentlich passiert.

Ich erklärte ihr das Projekt. Sie wurde sofort *excited*, erzählte von ihrer Vorliebe für Indianer & Cowboy-Romantik, Country Music und von Square-Dance-Abenden in einem Westernsaloon, den es zu DDR-Zeiten einmal gegeben hatte. Ich lud sie zum Konzert ein.

Kurz darauf bat sie mich per Nachricht um einen Link, damit sie sich das „vorher einmal anhören“ könne. Ich schickte ihr eine Aufnahme eines früheren Programms und ging stillschweigend davon aus, dass sie sich melden würde, falls sie tatsächlich kommen wollte, gerne würde ich sie und ihren Mann auf die Gästeliste schreiben.

Es kam nichts mehr. Erst am Abend des Konzerts eine kurze SMS: „Bin leider krank geworden, trotzdem viel Erfolg!“

Seitdem sprechen wir wieder über das Wetter.

Kooperation (nur) im Katastrophenfall

Hier auf dem Land hilft jeder jedem. Wenn es brennt, hält man trotz aller latenten und offenen Differenzen zusammen. Sonst arbeitet man eher für sich, im engen Familienkreis.

Ich sitze in meinem Dachstudio und schneide eigenbrötlerisch an einem Hörspiel mit Hannah Schygulla. Fünfzig Quadratmeter, grobe Dachbalken, schräge Wände, akustisch nahezu ideal. Hoch über dem Dorf,

allein. Ein Luxus. Die Leute aus der unmittelbaren Umgebung verstehen nicht, was ich da oben mache, und es scheint sie auch nicht weiter zu interessieren. Mich ebenso wenig, dass es sie nicht interessiert.

Das alltägliche Verhältnis unter Nachbarn ließe sich vielleicht am ehesten als Distanz beschreiben, die man sich leisten kann, weil genug Raum vorhanden ist. Auf dem Hof wird augenzwinkernd kommentiert, Lärm sei eben „mein Thema“, für jede Art davon gebe es hier einen Platz. Nur eines müsse klar sein: Der Musikkärm dürfe nicht mit dem Traktorkärm konkurrieren.

Wenn ich zwischendurch in meine Berliner Wohnung komme, fühlt sie sich inzwischen eng an. Die nächtlichen Geräusche der Nachbarn, die ich früher kaum wahrgenommen habe, treiben mich jetzt zur Weißglut, vor allem das nachmitternächtliche Videospiel-Geballer des neuen Nachbarn über mir.

Die Alteingesessenen, die auf dem Hof das Sagen haben, zeigen sich dagegen unbeeindruckt, wenn meine Musik über den Hof schallt. Man nimmt an, ich arbeite. Oder jedenfalls das, was ich dafür halte. Ein Nachbar rief mir einmal vom Traktor zu: „Da kommt so ein Rhythmus übers Feld, klingt, als ob in der nächsten Stadt Open Air ist. Aber es ist Montagvormittag, da sind alle auf Arbeit — außer du.“

Dann klingelt es an der Tür: Ob ich kurz mit anfassen könne. Der Sturm in der Nacht hat Saatgut vom Hänger geweht, das müsse sofort wieder aufgeladen werden, bevor es keimt. Ich speichere den letzten Interviewschnipsel, springe vom Regiestuhl auf, laufe aufs Feld und schippe mit.

Die Erschöpfung setzt bei mir deutlich früher ein als bei den anderen und hält länger an. Während ich mich noch sammle, geht es für sie bereits an der nächsten Stelle weiter. So läuft es, bis im Herbst die Winterfrucht ausgebracht ist, es schlagartig ruhiger wird und sich die Arbeit über Monate auf Hof und Wald verlagert.

Kompensation eines Defizits im Realen

Die zyklischen Arbeitsphasen auf dem Hof haben ihren eigenen Rhythmus. Obwohl ich körperliche Belastung vom Spielen und vom Schleppen des Instruments gewohnt bin, habe ich meinen Körper selten so unmittelbar gespürt wie hier draußen. Nach einem Tag auf dem Feld meldet sich jeder Muskel, auch der Lendenwirbel, den ich bislang nur vom Hardwareschleppen kannte. Die Erschöpfung macht den Kopf nicht leer, sondern im Gegenteil hellwach. Während sich die Bewegungen wiederholen, setzt sich das Gesehene fest.

Vielleicht erklärt das auch, warum es in der Umgebung weder Fitnessstudios noch Kunsthochschulen braucht. Arbeit ist hier kein Ausgleich, sondern der Ausgangspunkt. Platon schreibt, Kunst sei die Kompensation eines Defizits im Realen. Ich frage mich, was hier geschieht, wenn Denken und Handeln ohnehin ununterbrochen ineinandergreifen.

Im Spätsommer gibt es diese eigentümliche Ruhe vor dem Schnitt. Die Bauern stehen am Feldrand, schauen lange in die Ferne, als warteten sie auf die Ankunft von UFOs. Immer wieder entnehmen sie Getreideproben und prüfen mit kleinen digitalen Messgeräten Feuchtigkeit, Reifegrad, Befall. Über Tage wächst die Ungeduld. Gespräche werden knapper, die Stimmung gereizter.

Bevor der nächste Regen kommt, muss die Ernte eingebracht sein. Seit Wochen arbeitet man an der Grenze des wirtschaftlich und körperlich Vertretbaren. Wenn es jetzt schiefgeht, kann ein ganzes Jahr verloren sein. Manche sagen dann halb im Scherz, halb im Ernst, man hätte doch besser etwas anderes gelernt. Am nächsten Morgen stehen sie trotzdem wieder auf dem Feld.

Traktorreifenreparatur im Finanzplan?

Um den drohenden Sturmschaden auf dem Feld zu vermeiden, fahren die Erntemaschinen und Traktoren mit vollgeladenen Hängern drei Tage lang 24h im Akkord zur Mühle und zurück und man muss alle Fenster im Haus schließen, damit man nicht im fliegenden Getreidestaub erstickt. Jedes mal, wenn in der Nacht einer der grellen Flutscheinwerfer der vorbeifahrenden Erntemaschinen das Haus streifen, flippen die Hunde aus. Dann bleibt der Traktor plötzlich stecken, weil er einen platten Reifen hat. Man fackelt nicht lange, fährt mit dem eigenen PKW aufs Feld, holt das Platten-Reparaturschaum-Spray aus dem Kofferraum und macht sich damit am übermannsgroßen Traktorhinterreifen zu schaffen, in der Hoffnung, dass er sich irgendwie aufpumpen lässt und die Luft wenigstens bis übermorgen hält. Der Reifenwechsel bei Traktoren kostet zur Erntezeit pro Reifen ca. €500.-, eine Wartezeit von 3-5 Tage ist obligat. Das kann und will man sich nicht leisten. Auch das kenne ich im übertragenen Sinne aus meinen Finanzierungsplan-Umschichtungsmaßnahmen, wenn wieder einmal ein Teil des technischen Equipments seinen Geist aufgegeben hat, eine kurzfristige Anmietung als unbezahlbar erscheint und man es eigentlich auch nicht darf, weil dafür kein Posten im Budgetplan ausgewiesen ist und wenn man es aber trotzdem tut, man in Gefahr läuft, das Geld am Ende an den Förderer zurückzahlen zu müssen. Zynische Zeitgenossen behaupten, als Künstler sei man heute nichts anderes, als einer von unzähligen Bittstellern und Almosenempfängern. Wenn man Glück habe, könne man ab und zu einmal ein paar der Brotkrumen aufsammeln, die vom Kuchentisch herunterfallen, wenn staatlich zertifizierte Kuchenverteiler darauf

Gebäck herumschieben. Für jeden Brotkrumen gilt es aber, sicherzustellen, dass er detailliert, mit Zeitpunkt des Einverleibens und Verdauens im Verwendungsnachweis dokumentiert ist, der haargenau dem entspricht, was man in seinem eingängigen Ersuchen als Rezeptur ausgewiesen hatte.

Traumjob versus Selbstmord

Wenn gerade nichts Dringendes ansteht, bringe ich den Erntearbeitern Stullen und Kaffee aufs Feld. Wir stehen in der flirrenden Hitze im Schatten der Mähdrescher. Der Staub klebt im Gesicht, die Hemden sind durchgeschwitzt. Und dann höre ich zu.

Es geht immer um dasselbe: steigende Kosten, schwankende Preise, neue Auflagen. Mehr als einmal fällt der Satz, man habe schon daran gedacht aufzuhören. Der nächste Satz kommt fast automatisch: *Aber was sonst?*

Die Arbeit sei hart, oft kaum noch wirtschaftlich – und trotzdem das Einzige, was man sich vorstellen könne. Einer sagt nur: „Ist halt mein Laden.“

Darin liegt Stolz. Und Ausweglosigkeit.

Kurz nach der Ernte heulen bei uns nachts die Sirenen. Viermal in wenigen Wochen. Scheunen brennen, Ställe, ganze Hofgebäude. Ein Feuerteufel geht um.

Man sagt, in neunzig Prozent der Fälle sei der Brandstifter selbst bei der Feuerwehr. Ein makabres Landgerücht: Freiwillige, die irgendwann zu Undercover-Pyromanen werden – gerne löschen, was sie vorher selbst gelegt haben.

In unserem Fall findet die Polizei nichts. Zwei Monate später entdeckt man einen jungen Bauern tot in seiner Scheune. Schlechte Ernte. Schulden. Der Hof vor dem Aus. Die Frau mit den Kindern schon fort.

Er habe erst gewütet, heißt es. Und dann die Reißleine gezogen.

Später lese ich, dass die Selbstmordrate unter Landwirten deutlich über dem Durchschnitt liegt.

Purple Haze - Früher war alles besser

Im zweiten Corona-Sommer holten sich die Dorfjugendlichen ihr Right to Party zurück. Mit ihren Simsons fuhren sie auf die höchste Erhebung und saßen dort auf einem alten, rostigen, grünen Bagger. Als ich einmal mit dem Hund vorbeikam, hörte ich aus einer Bluetooth-Box Jimi Hendrix. Alle grölten: „Purple Haze, all in my brain.“

Die meisten waren siebzehn, vielleicht achtzehn. Ich war überrascht über die Musikauswahl, band den Hund an und ging hinüber.

„Krass“, sagte ich, „dass ihr das gleiche Zeug hört wie ich damals. Wie kommt das?“

„Heute gibt’s doch nur Schrott“, meinte einer. „Die können alle nicht spielen.“

Eine junge Frau mit Palästinenserhalstuch, das sie sich wie einen Turban um den Kopf gebunden hatte, sagte: „Meine absolute Lieblingsband ist Fleetwood Mac.“

Ich erinnerte mich an einen Bühnentechniker an der Volksbühne, der nach einem Konzert beim Abbau zu mir gesagt hatte: „Das war mal wieder richtige Musik, fast so wie früher mal.“

Er erzählte, dass er früher gern zur Arbeit gekommen sei, weil er sich auf die meisten Acts gefreut habe. Heute mache er oft nur noch seinen Job und höre gar nicht mehr richtig hin, wenn wieder einmal eine „Performer:in“ ihren Laptop aufklappte.

Ich frage mich, ob die Jugendlichen auf dem Bagger und der Techniker im Theater aus unterschiedlichen Perspektiven dasselbe Phänomen benennen. Am Ende formulieren beide dieselbe nostalgische Beschwerde: Früher war alles besser!

Keine falsche Note!

Aus Sorge vor hämischem Gelächter habe ich es den Bauern gegenüber nie ausgesprochen, aber oft gedacht, dass ich ihre Sorgen und Trotzreaktionen durchaus teile — nur eben auf einem anderen Feld. Auch meine Arbeit ist von einer Art Dauerunsicherheit geprägt. Man tut Dinge in der Hoffnung, dass sie sich irgendwann auszahlen, und hält sich dabei selbst über lange Strecken in der Schwebel.

In einem soziologischen Text wurde diese Form freiberuflicher Tätigkeit einmal als „Hope Labour“ bezeichnet: Arbeit, die von der Erwartung getragen wird, dass sie sich später in irgendeiner Form legitimiert. Das trifft es teilweise, erklärt aber nicht, warum man trotzdem weitermacht, obwohl die

erhofften Sicherheiten meist ausbleiben. Erfolge, egal wie groß oder klein, verfliegen schnell. Kurz darauf beginnt alles wieder von vorn.

Gleichzeitig ergeben sich in diesen unsteten Verläufen immer wieder unerwartete Wendungen. Lebensläufe verschieben sich, Berufe wechseln, Prioritäten ebenso. Die Frage, was eigentlich ein „gelungener“ Weg ist, bleibt offen. Vielleicht gilt auch hier der berühmte Miles Davis-Satz, dass es keine falsche Note gibt, solange noch eine nächste folgt.

Auf der Scholle scheint weniger Hoffnung als Beharrlichkeit zu zählen. Man macht weiter, weil es getan werden muss und weil andere davon abhängen. Als junger Musiker lernte ich dafür den Begriff *Commitment*. Ein Wort, das sich nur unzureichend übersetzen lässt, irgendwo zwischen Verpflichtung, Verlässlichkeit und Ausdauer.

Solche Haltungen wirken heute schnell altmodisch. Gleichzeitig tragen sie hier draußen sichtbar den Alltag. Über dem Eingang des Freiburger Rathauses steht: „Du bist ein Nichts im Ganzen, wenn du ihm nicht dienst.“ Je länger ich zwischen diesen Arbeitswelten pendle, desto weniger eindeutig erscheint mir, ob dieser Satz Drohung, Beschreibung oder bloße Feststellung ist.

Geschwafel und Genüschel

Der Umzug in die Pampa hat mich gezwungen, noch einmal neu über den Wert meiner Arbeit nachzudenken. Inzwischen sehe ich mich als eine Art Arbeiter zwischen den Welten. Wie bei den hiesigen Acker in der dunklen Jahreszeit prüfe ich, in welchem Zustand der Boden ist — der reale und der, auf dem meine Projekte wachsen. Welche Vorhaben unter welchen Bedingungen überhaupt eine Chance haben und wo sich das nötige „Saatgut“ aufreiben lässt, gehört mittlerweile ebenso zu meinem Alltag.

Der Unterschied bleibt: Alles, was ich besitze, trage ich in und mit mir herum. Hier dagegen gilt physischer Besitz als Voraussetzung von Verantwortung, und Handeln steht höher im Kurs als jedes Reden und auch Denken. Vielleicht zeige ich deshalb meine Arbeiten, auch meine Texte, lieber nicht.

Kommunikation funktioniert ohnehin anders als in meiner bisherigen Umgebung. Pro Thema scheint ein Kontingent von etwa fünf Sätzen vorgesehen zu sein. Der sechste wird kommentiert: „Du schwätzt ja wie meine Großtante.“ Komplexere Zusammenhänge lassen sich unter diesen Bedingungen nur schwer entfalten. Missverständnisse stehen meist schon hinter der nächsten Biegung bereit.

Weil ich häufig nachfragen muss, hielt man mich zeitweise für schwerhörig und schickte mich zum Hörtest. Ergebnis: Hörverständnis im Normbereich. Die Ärztin, selbst im Dialekt zu Hause, vermutete die Ursache eher im lokalen *Genüschel*.

Seither höre ich genauer hin — und frage trotzdem weiter nach.

Nongkrong auf Sächsisch

Vor einiger Zeit erklärte mir ein Schweizer Kunststudent in einer Kurspause, ich würde mich viel zu sehr anstrengen — als Lehrer wie als Künstler. Er trug ein Retro-T-Shirt mit „Trabant“-Aufdruck, eine 70er-Rennradkappe mit „Didi Thureau“ und hatte immer ein Skateboard dabei. Mein Arbeitseifer sei lediglich Ausdruck kompetitiven, kapitalistischen Denkens. Heute gehe es darum, sich zurückzunehmen und durch möglichst wenig „Pushen“ mehr Gleichheit in der Gruppe herzustellen. Auffallen solle man, wenn überhaupt, durch intensives gemeinsames Chillen.

Ich musste daran denken, wie sehr diese Haltung inzwischen zur State of the Art Kulturpraxis geworden ist. Sie entspricht ziemlich genau dem Motto der *documenta fifteen*: „Nongkrong“ — gemeinsam abhängen. Ausgedehnte Phasen des Nichtstuns gehören zwar seit jeher zur künstlerischen Arbeit, nur hat das wenig mit dem demonstrativen Herumlungern zu tun, das hier propagiert wird. Den Unterschied zwischen asketischer Kontemplation und konsumistischem Sich-gegenseitig-Langweilen auszuführen, würde allerdings einen eigenen Text erfordern.

Die scheidende Bürgermeisterin beklagte später, im Dorf gebe es kaum noch Orte für Begegnungen. Die letzte Kneipe sei seit Jahren geschlossen, übrig bleibe im Grunde nur das jährliche Feuerwehrfest. Ich überlegte kurz, sie zu fragen, ob man eine der großen alten Scheunen nicht als bäuerlichen „Nongkrong“-Ort herrichten könnte — gemeinsames abendliches Abhängen zwischen Heuballen.

Für das Smooth-Jazz- und Adult-Entertainment-Programm würde ich mich dann selbstverständlich zur Verfügung stellen.

Ländliches Matriarchat

Zuletzt las ich einen Essay einer Autorin aus dem progressiv-de-konstruktivistischen Spektrum, in dem hart arbeitende Menschen politisch eher „rechts“ verortet wurden: Sie äßen mehr Fleisch, hielten an Familie und Heteronormativität fest und stabilisierten damit das Patriarchat. Gefördert werden müsse

deshalb künftig vor allem „weiche“, immaterielle Arbeit. Als Modell wurde eine Form von „Distance Labour“ vorgeschlagen — im Grunde die pandemische Home-Office-Erfahrung als allgemeine Arbeitsmoral. Nur über eine veränderte Haltung zur Arbeit lasse sich das bestehende System überwinden.

Ich stellte mir vor, wie man Felder mit Soft Skills aus dem Home Office bestellt.

Sollte die Autorin einmal nach Sachsen kommen, würde ich sie gern auf unseren Hof einladen. Dort ließe sich studieren, wie ein hart arbeitendes Matriarchat aussieht, das zugleich nach streng patriarchalen Mustern funktioniert: mit deutlichem Kompetenzwettbewerb unter den Entscheidungsträgerinnen, saisonaler Küche und täglicher Debatte über Umweltfragen. Neben schlecht gelaunten Kartoffeldeutschen ist dort auch Platz für Zugezogene, für Bisexuelle und andere, die man hier eigentlich nicht erwartet.

Alles, was fremd wirkt, wird zunächst pauschal „russisch“ genannt — und ist damit erstaunlich schnell integriert.

Chillen ist allerdings untersagt und wird zuverlässig mit Rasenmähen sanktioniert. Mein eigenes „Nongkrong“ findet daher heimlich statt, alle paar Tage abends, mit einer Zigarette in einem alten Bauwagen auf dem Hügel, den ich zur Tarnung „Telefonzelle“ nenne.

Innovation oder doch nur alter Käse?

Bei einem Bauernstammtisch erzählte man mir, man habe die Nase gestrichen voll von immer neuen Maßnahmen, die von Expert:innen und Kommissionen kämen, die noch nie selbst auf einem Feld gestanden hätten. Die Anordnungen wirkten oft wie gut gemeinte, aber schlecht verstandene Eingriffe.

Ich musste zugeben: nicht unbekannt.

Auch im Kulturbetrieb werden regelmäßig Initiativen als Innovation verkauft, die in der Praxis längst Alltag sind. Musiker touren seit Jahrzehnten mit Zug und Bus durch Osteuropa. Vor kurzem wurde daraus eine mehrstufig zu beantragende „Innovationsinitiative“: bessere Ökobilanz durch Verzicht aufs Flugzeug. Das Programm trug den Titel „Slow Touring Eastern Europe“ und sah nach umfangreicher Antragstellung ein überschaubares Tagegeld vor.

Am Stammtisch bemerkten mehrere, dass man häufig über sie rede, selten mit ihnen. Der Eindruck, direkter Kontakt werde eher vermieden, war spürbar.

Der Unterschied liegt im Umgang damit. Im Kulturbetrieb läuft der Diskurs permanent weiter. Am bäuerlichen Tisch dauert der Ärger eine Viertelstunde, dann wendet man sich wieder dem zu, was ansteht — dem Versuch, unter unplanbaren Bedingungen das Richtige zu tun und sich dabei von divergierenden Meinungen Anderer möglichst unbeeindruckt zu zeigen.

Glückauf im nächsten Jahr!

Was die existenziellen Kräfte beider Arbeitsfelder betrifft, erscheint mir die bodenständig-widerständige Haltung meiner neuen Nachbarn als eine durchaus gesunde Strategie — auch für jemanden, der zwischen Kunst und Acker pendelt.

Gefährlich kann es hier wie dort werden. Im winterlichen Wald reicht ein gefrorener Ast, der sich beim Totholzholen löst. Auf der Bühne genügt ein Moment, in dem jemand die Grenze zwischen Spiel und Wirklichkeit vergisst.

Die Emotionen sind ebenfalls nicht weniger heftig. Ein besonders hartgesotten auftretender Bauer kann unvermittelt weinen, wenn im Fernsehen André Rieu spielt. Eine junge Saxophonistin gibt sich souverän, solange alles läuft, gerät sie unter Druck, verlangt sie plötzlich nach einem „bisschen Liebe“.

Katastrophenszenarien beginnen oft ohne Vorwarnung. Manchmal stehe auch ich am Feldrand und denke: Das war's jetzt, dieses Jahr ist verloren, ich mache den Laden dicht. Ein paar Monate später stehe ich wieder dort, starre in den Himmel, prüfe die Feuchtigkeit des Bodens, versuche, die Ernte vor dem nächsten Wetterumschwung einzubringen.

Wenn der Auszahlungsbeleg von der Mühle kommt, hebt man das Glas und sagt: War doch nicht ganz so schlecht. Es reicht fürs Weiterarbeiten, vielleicht sogar für neues Saatgut.

Also: Prost. Glückauf im nächsten Jahr.